

LUTZ BRANDT

MALSTOCK,
REIßBRETT
UND FASSADEN

Mein Berliner Künstlerleben

Herausgegeben von Günter Höhne

neues leben

Der Autor

Lutz Brandt (1938–2024), lernte Maurer, studierte industrielle Formgestaltung und anschließend Architektur in Berlin-Weißensee beim Bauhauskünstler Selman Selmanagić, war Meisterschüler für Malerei bei Walter Womacka. Brandt gehörte dem Beirat für Stadtgestaltung beim Berliner Chefarchitekten an und schuf architekturgebundene Wandmalereien zunächst in Ost-, dann in Westberlin, wohin er 1984 übersiedelte. Auch dort machte er sich einen Namen: So beteiligte er sich an der Ausstattung des deutschen Pavillons auf der Expo in Sevilla 1992 und mit Entwürfen bei Ausschreibungen für die deutsche Präsenz auf den nachfolgenden Weltausstellungen in Lissabon 1998 sowie Hannover 2000. Nach dem Ende der Zweistaatlichkeit blieb er zwar in Berlin-Charlottenburg wohnen, arbeitete aber vorzugsweise im Osten Berlins und in Brandenburg. Er schuf Wandbilder, Gemälde, lieferte Bühnen- und Filmausstattungen und hinterließ ein umfangreiches Œuvre, das Freunde und Gefährten nach Brandts Tod sichteten und sicherten. Dazu gehörte auch das Textmanuskript, welches er wenige Tage vor seinem Tod beendete.

Ich widme dieses Buch
meiner Tochter Luise und
meinem Sohn Andreas.

Der Herausgeber

Günter Höhne, Kulturjournalist und Designexperte, geboren 1943 in Zwickau, arbeitete als Lehrer und Schuldirektor bis 1968, danach als Rundfunkjournalist. Ende der siebziger Jahre wurde er als Literaturredakteur bei der kulturpolitischen Wochenzeitung Sonntag eingestellt. Mitte der achtziger Jahre holte ihn Staatssekretär Kelm an das Amt für industrielle Formgestaltung, wo er von 1984 bis 1989 als Chefredakteur die Design-Fachzeitschrift form+zweck verantwortete. Nach dem Ende der DDR ist er als freier Designpublizist tätig, sammelt DDR-Design, die Nachlässe von DDR-Formgestaltern und arbeitet darüber. Nach der Jahrtausendwende wurden zahlreiche seiner gesammelten Objekte im DDR-Design vom Leipziger Grassi Museum für Angewandte Kunst und von der Neuen Sammlung in der Pinakothek der Moderne in München übernommen. Daneben schreibt Höhne literarische Texte. Für diese wurde er u. a. mit dem erzgebirgischen Kammweg-Literaturförderpreis ausgezeichnet.

Günter Höhne war Freund des Künstlers Lutz Brandt, sichtete und ordnete den Nachlass und gibt die wunderbare Autobiografie Brandts postum heraus – angereichert mit Werken aus dem künstlerischen Schaffen des Autors.

Inhalt

Ich kann fliegen	9
Im Bunker	17
Ich bin ein Landschulkind und ...	21
... Kriegskind	24
Kartoffelmehl, Kinofreuden und Kinderfunk vom RIAS	37
Klaviatur in Boogie und Blues	43
Zwischenschnitt – 50 Jahre später: Ach, Mädels ...	46
Studium und Drumherum	48
Autos!	62
30 Jahre Hochschule und Sonnensegel am Fernsehturm	70
Monbijou	74
Kunst am Bau ganz anderswo	96
Lutz Brandt – Versuch einer Biografie	104
Das zweite Leben in BerlinBerlin	120
75. Geburtstag	192
Letzter Ausflug	196
Nachwort	199
Letzter Flug	209

Ich kann fliegen

Es beginnt mit einem Traum. Ich bin damals drei oder vier Jahre alt. Und ich träume immer von oben, über Straßen und Häusern. Manchmal fliege ich sehr hoch und kann ganze Städte sehen und dann wieder nur einen Meter über der Erde. Einmal fliege ich über einen Kirschbaum, und es gelingt mir – ich weiß noch, wie ich mich anstrengen musste – über dem Baum zu schweben, und zwar so, dass ich die Kirschen von der Baumkrone pflücken kann und mir die Hosentaschen vollstopfe. Morgens, als meine Mutter mich weckt, findet sie mehrere Kirschkerne neben meinem Kopfkissen. Nebst den dazugehörigen roten Flecken auf dem Laken.

Ich träume fast immer vom Fliegen. Auch noch mit sechs Jahren, als Mutti und ich von Berlin aufs Land »verschickt worden sind«, in den Spreewald. In der Stadt ist es 1944 wegen der zunehmenden Bombenangriffe immer gefährlicher geworden, besonders für Kinder. Meine nächtlichen Fliegerträume bleiben davon unberührt. In ihnen fühle ich mich so leicht und so glücklich, dass ich nun meine, ich müsse das mit dem Fliegen auch mal bei Tage probieren. Und so stelle ich mich auf die Wiese vor dem Gehöft, das uns aufgenommen hat, mache zwei, drei Schritte, neige den Oberkörper leicht nach vorne, breite die Arme aus und erwarte das schwebende Gefühl – das sich leider nicht einstellt, so oft ich auch starte. Immer lande ich unsanft auf den Knien und Ellenbogen oder, noch schmerzhafter, auf dem Bauch. Ich ändere meine Übungen und beginne von kleinen Hügeln oder Sandhaufen oder Heuschobern zu starten, manchmal unter Zuhilfenahme eines Regenschirmes, der den Flugversuch nicht überlebt. Andere Hilfsmittel oder Konstruktionen lehne ich ab, denn ich kann ja von allein fliegen im Traum. Ich beginne also von Möbelstücken, Truhen und Hockern zu springen, ja sogar von der dritten Stufe der Bodentreppe, erfahre aber schnell, dass die Oberschenkel eine wichtige Rolle bei der Landung spielen. So bekomme ich seltsame Schmerzen, dort, wo ich noch nie welche hatte. Mittlerweile kann ich aber doch drei bis vier Stufen von der Bodentreppe springen, ohne mich ernsthaft zu verletzen. Jede Kiste, jeder Tisch dient nun zum Absprung. »Lieblingsfliegerhalle« ist die Scheune mit ihren vielen Balken und den weichen Landeplätzen. Der längste Flug dauert fast drei Meter. Ich schaue ehrfurchtsvoll den Dachstuhl der Scheune an, das müssten gut sechs bis acht Meter sein, und ich beginne den Fußboden aus gestampftem Lehm mit Bündeln von Heu zu belegen, um meine Landung möglichst weich zu polstern.

Das Gehöft in Alt Zauche, wo Mutter und ich Zuflucht finden sollten vor den alliierten Bombenangriffen auf Berlin



Kurz darauf ist Tante Carola aus Berlin zu Besuch bei uns in Zauche, und Mutti will ihr den schönen Spreewald zeigen. So gehen wir hinter der Wassermühle gleich rechts den großen Weg entlang, der nach wenigen Metern auf



Meine Mutter auf dem Hof

einen der typischen Spreewaldkanäle stößt. Die sind hin und wieder von großen hölzernen Stegen mit bis zu etwa drei Metern Höhe überspannt, damit die Kanäle überquerbar sind für Förster, Jäger und Bauern und passierbar für die mit Heu beladenen Spreewaldkähne. Diese Stege bestehen aus einer Bohle mit Geländer auf einer Seite und einer Hühner- treppe vorne und hinten, ansonsten aus kleinen, geschälten Erlenstämmen, welche die hohe Konstruktion vom Boden her stützen.

Tante Carola und meine Mutter reden pausenlos, so wie es Freundinnen tun, die sich lange nicht gesehen haben, sie bleiben öfter stehen, lachen viel. Heike, die gleichaltrige Nachbarstochter und Spielkameradin, tritt hinter ihnen her. »Junge, pass bloß auf«, sagt Mutti, als



Hofnachbarin Heike und ich im Spreekahn

sie mich auf den kleinen Holzsteg klettern sieht. Die Baumkronen bilden einen grünen Tunnel über dem Kanal. Ich schaue auf die Wasserfläche runter, sie ist seltsam dunkel. Ich sehe aber die Wassergräser unten am Grund, welche durch die Strömung geschmeidig bewegt werden. Es ist schon ziemlich hoch, wenn ich so runterschaue, aber nicht zu sehr, und ich denke, das wäre mal ein guter Flugversuch jetzt. Ich blicke zu meiner Mutter, und in einem unbeobachteten Augenblick breite ich die Arme aus, mache einen Schritt nach vorn und springe. Ich werde das Gefühl nie vergessen.

Das Gespräch der beiden Frauen wird durch mein Aufklatschen im Kanal abrupt beendet und ich glaube, einen Aufschrei noch unter Wasser zu hören.

Als das Wasser über mir zusammenschlägt und ich seltsam leicht durch hellgrünes Licht nach unten schwebe und die Nässe in meine Kleidung dringt, denke ich: So ist also – sterben. Da bin ich enttäuscht, so unspektakulär ohne Knall und Blitz. Ganz leise gluckert es um mich herum. Beine, Hände und Knie berühren jetzt den glitschigen Boden, und irgendwie taumele ich kurz, bevor der Kopf Signal gibt, wo oben ist und er die Überlebensmechanismen startet. Angespornt durch den Sauerstoffmangel beginnen erste, unkoordinierte kreisende Bewegungen der Arme, die mich tatsächlich an die Wasseroberfläche bringen. Durch den Wasserschleier vor den Augen erkenne ich die Böschung des kleinen Kanals, in den ich gefallen bin, oder gesprungen oder gestoßen wurde? Nicht ohne Mühe klettere ich die Böschung hinauf, bis oben auf dem Weg, und richte mich auf.

Ich habe einen kurzen Mantel an, braune lange Strümpfe, zu große Schuhe und eine Wollmütze; das alles ist pitschnass, und Wasser rinnt in kleinen Fäden vom Mantelsaum rundherum auf den Boden, wo es eine kleine Pfütze



»Tante Carola«
zu Besuch in
Alt Zauche

bildet und dann versickert. Ich schaue nach oben, zwischen den hohen Baumkronen kann ich den Himmel sehen, helle und dunkle Stellen da oben, es riecht nass, und ich habe einen fauligen Geschmack im Mund, ein Bonbon wäre jetzt gut. Habe ich geträumt? Nein, ich bin wirklich nass. Das von der Wollmütze herausquellende Wasser läuft jetzt die Stirn herunter und verschleiert meinen Blick aufs andere Ufer, wo meine Mutter, Tante Carola und Heike stehen, die ich nur undeutlich erkennen kann, sie winken aufgeregt, wahrscheinlich meinen sie, ich solle zu ihnen kommen, aber ich stehe auf der anderen Seite des Wassers.

Bei den ersten Schritten in Richtung Brücke quatscht das Wasser in den Schuhen und spritzt bei jedem Schritt heraus. Ich muss noch mal über die kleine Holzbrücke, die nur aus einem Brett besteht. Alles nass, alles glitschig mit nassem Laub bedeckt, macht sie mir nicht gerade Mut, sie zu besteigen, während meine Mutter und Tante am anderen Ufer mit den Händen in der Luft herumwedeln. Nur Heike steht regungslos daneben, den Finger im Mund und beobachtet meine Versuche, die Brücke zu betreten und auf allen Vieren die Schräge zum Steg empor zu kriechen.

In der Mitte angekommen, stützte ich mich mit beiden Händen auf das Gelände. Drei Meter unter mir sehe ich die dunklen Rücken der Fische, die gegen die Strömung schwimmen. Als ich am anderen Ende des Steges auf dem Hintern langsam die Bohle herunterrutsche, kommen die Frauen auf mich zu, und meine Mutter zieht mir den triefenden Mantel ab. Tante Carola greift beherzt mit beiden Händen unter ihren Rock, streift ihren Schlüpfher herunter und hält

dieses riesige Stück Stoff mit gespreizten Händen vor meine Füße und bedeutet mir, dort hineinzusteigen. Sie zieht dieses Kleidungsstück über meine Arme bis zum Hals hoch und bindet es dann mit einem Gürtel, den sie aus ihrem Mantel zieht, unter meinem Hals fest. In diesem Moment, es mögen seit meinem Flug ins Wasser fünf Minuten vergangen sein, fange ich an zu schreien, recke den Hals, schaue nach oben, trample mit den Beinen und hoffe zwischen den Baumkronen am Himmel Kondensstreifen der feindlichen Bomberverbände auszumachen in der Hoffnung, lieber in einem Bombenhagel unterzugehen als die Schmach zu ertragen, Tante Carolas Schlüpfher um mich haben zu müssen.

Beide Frauen schauten mich erstaunt an. Heike steht abseits und grinst. Es gelingt mir wenigstens die Arme freizubekommen und auf dem glitschigen Weg mein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Ein seltsamer Geruch hüllt mich langsam ein, der aus dem feucht-warmen fliederfarbenen Schlüpfher nach oben kriecht und mich würgt. Übelkeit steigt im Hals hoch und bildet einen Kloß, der groß und größer wird.

Tante Carola – eine Schulfreundin meiner Mutter – hängt wie eine Klette an uns, kinderlos und hässlich, mit großer Nase und immer lächelndem Mund darunter. Ich habe Angst, wenn sie mit ihrem Gesicht zu dicht an meines herankommt. Sie liebt mich abgöttisch, nestelt immer an mir herum, streicht über meinen Kopf, wenn ich in Reichweite ihrer Hände bin.

Zu meinem vierten Geburtstag schenkte sie mir eine ausgestopfte Lachtaube, die dann aber bei mit ihr veranstalteten Flugversuchen abstürzte und einen Fleck auf dem Fußboden hinterließ. Mit fünf bekam ich von Tante Carola ein optisches Gerät, mit dem man als kleinerer Mensch über die Köpfe der anderen hinwegblicken konnte, zum Beispiel um den Kaiser oder später den Führer sehen zu können. Mit sechs Jahren überraschte sie mich mit einem Taschenkilometerzähler, der aus meiner Hose baumelte, so groß wie eine Taschenuhr, doppelt so dick und schwer wie ein großer Apfel. Man konnte zu diesem Gerät die Schrittlänge einstellen, und bei jedem Schritt klackte ein kleines Gewicht im Gehäuse hin und her und schob den Zeiger der Kilometerangabe immer weiter an. Da ich mich für stark hielt, stellte ich meine Schrittlänge auf 95 cm ein und schaffte so an die 28 km am Tag.

Jetzt stehe ich also, das erinnernd, da, klatschnass, hohe Schuhe, lange Strümpfe, kurze Haare, eine Art Mantel und eine Strickmütze auf dem Kopf und über allem den Schlüpfher von Tante Carola. Wenn jetzt die Welt untergeht, habe ich nichts dagegen. Heike grinst, aber sie sagt nichts, vielleicht tue ich ihr leid. Wie kommen wir bloß nach Hause. Ein Stück durch den Wald, am Kanal wieder zurück, ich bin so müde. Bloß nicht durchs Dorf in dem Aufzug ...

Ich friere. Also muss ich daheim meine Füße in eine Schüssel mit heißem Wasser stellen und werde in eine Decke gehüllt. Mutti steckt mich ins Bett, obwohl es noch hell draußen ist. Ich denke über meinen Flugversuch nach, kein guter Tag heute. Morgen versuche ich es noch mal in der Sonne. Ich betrachte

Ich in feinem
Zwirn und
trockenen Fußes
am Spree-Ufer



die Lampe aus vielen Glasröhrchen und Perlen, die über dem Bett hängt und das Glühbirnenlicht wundersam verschönert – mit gelblichem Schein wirft sie schöne Reflexe an die Wand, bis Mutti die Lampe ausschaltet.

Am Morgen ist Unruhe auf dem Hof, ich muss raus. Es quiekt wie verrückt aus dem Schweinestall. Plötzlich fliegt die Stalltür auf und die Sau galoppiert



Die Holzbrücke
heute – nur
komfortabler

über den Hof, einen Strick um den Hals, der hinterherschleift. Der alte Nakonza kommt schnell hinterher, kriegt das Seil zu fassen und schlingt es um einen Pfosten, das Schwein stürzt, Nakonza zieht einen weiteren Strick aus dem Gürtel und wickelt ihn blitzschnell um die Hinterpfoten des Schweins und um den Pfosten. Er fesselt das Tier regelrecht, füttert es mit einem Apfel, es beruhigt sich. Mutti reicht mir ein Birnenbrot aus dem Küchenfenster – eine Stulle mit Butter und Birnenscheiben drauf. Ich esse und beobachte das Treiben auf dem Hof. Ein Mann mit großer Gummischürze und Messer steht hinter dem Fliederbusch am Haus. Nakonza hält plötzlich ein Gewehr in den Händen, kommt langsam über den Hof, legt vom Schuppen gegenüber auf das

Schwein an und schießt, ich sehe genau das kleine schwarze Loch im Kopf des Tieres, es kippt zur Seite, mir bleibt ein Happen Birnenbrot im Hals stecken, ich muss würgen, das Schwein ist tot. Nakonza hat es erschossen. Der Mann mit der Gummischürze stürzt herbei, sticht das Messer in den Hals der Sau, in einer Schüssel wird der leuchtend rote Strahl aufgefangen, der heraussprudelt. Auf einer Schubkarre wird das tote Tier zur Stalltür gekarrt und an den Hinterbeinen aufgehängt und der Bauch aufgeschnitten. Sogleich klafft die Haut auseinander. Der Mann mit der Schürze greift in die blutige Höhle mit dem Messer, seine Hände tauchen in schneller Folge wieder auf, immer mit einem anderen rot tropfenden Batzen, der in bereitstehende Schüsseln und Eimer geklatscht wird. Der Hund spielt verrückt an seiner Kette. Mutti zieht mich ins Haus. »Das ist nichts für dich«, sagt sie. Durch die Verandascheibe sehe ich, wie der Schweinekörper von dem Schürzenmann zerteilt wird. Mehrere Frauen kommen hinzu und hantieren mit Schüsseln und Töpfen. Es wird aufgeregt geredet, Nakonza gibt Befehle, ein dampfender Kessel mit kleinem Feuer darunter steht in der Nähe. Eben hat das Schwein noch gelebt, und jetzt wird es klumpenweise gekocht. An einem großen Tiegel sitzt die Oma auf einem Stuhl und rührt mit einem breiten Waschholz, sie wird noch lange rühren. Später erfahre ich, dass das Blut ist, das so lange gerührt werden muss. Nakonza hat die Hobelbank aus der Scheune geholt, ein großer Fleischwolf wird daran befestigt und eine neue Ladung an Schüsseln herbeigeschafft. Mutti muss Fleischstücke durch den Wolf drehen und Wasser von der Pumpe holen, zu anderen Arbeiten beim Schlachten ist die Frau aus der Stadt nicht zu gebrauchen.

Der Hund spielt immer noch verrückt, bis ihm eine Schwarte zugeworfen wird. Später gibt es Wurstsuppe in großen Tassen und Brot dazu. Alle stehen um die ausgeweidete Schweineleiche herum mit dickwandigen Tassen und schlürfen die heiße Suppe. Der Geruch von geschlachtetem Schwein zieht noch mehrere Tage durchs Haus. Ich jedoch freue mich jeden Tag nur auf mein Birnenbrot.

Im Bunker

Meine Oma, die ich Mamama nenne, ist krank, und Onkel Werner, Muttis Bruder, holt uns ab und wir fahren mit dem Auto nach Berlin. Das Fahrzeug wird mit Holzgas angetrieben und hat hinten über dem Kofferraum einen kleinen runden Ofen, der das Gas für den Motor erzeugt. Das finde ich sehr spannend, weil wir alle halbe Stunde anhalten müssen und in der glühenden Holzkohle stochern, um weiterfahren zu können.

Ich bin gerne bei Mamama, sie hat eine große Wohnung, in der ein riesiger Teppich liegt mit einem schönen Muster. Darin kann ich sehr gut Straßen und Häuserblocks entdecken und mit Spielzeugsoldaten und meinem Panzer durch die Stadt fahren. Besteckteile aus dem Küchenbuffet eignen sich gut zur weiteren Waffenherstellung. Ich baue eine eindrucksvolle Armee auf und starte den Kampf um die Stadt. In dem Moment, als ich beginne, die Zinnsoldaten in Stellung zu bringen – ich habe sie mit Schachfiguren ergänzt – ertönt jenes besondere Musikstück aus dem Radio, gefolgt von der unangenehmen Männerstimme: »Feindliche Bomberverbände über Hannover, Braunschweig im Anflug auf die Reichshauptstadt.« Wenige Minuten später heulen Hunderte von Sirenen auf den Dächern der Stadt. Ihre gefürchteten Geräusche sind Zeichen für die Menschen, ihre Wohnungen zu verlassen und die nächstliegenden Schutzräume, Keller oder Bunker aufzusuchen. Die bereitstehenden kleinen Koffer, Taschen und Beutel mit wichtigen Sachen gegriffen, verlassen wir die Wohnung und reihen uns ein in den Strom der Menschen, die alle auf dem Weg zum Bunker im Friedrichshain sind. Es ist ein gespenstischer Marsch bei völliger Dunkelheit, Straßenlaternen brennen schon lange nicht mehr, man hört nur das Getrappel der Leute, leise Stimmen in der Viertelstunde von der Bötzwstraße bis zum Bunker, der sich wie ein gewaltiger Klotz in den Himmel schiebt. An den Eingängen laute Stimmen und Gedränge. Uniformierte Luftschutzhelfer versuchen die Fluten von Menschen in kleine eiserne Türen zu leiten. Endlich sind auch wir drinnen. Wenige Lampen, Dämmerlicht, säuerlicher Geruch nach Urin, Kot und Desinfektionsmittel darüber schlägt uns entgegen. Mutti zerrt an meinem Arm. Ich halte krampfhaft mein Kissen vom Sofa mit den langen Trotteln fest. Eng ist es zwischen den Betonwänden mit in Phosphorfarbe bemalten leuchtenden Pfeilen und Ziffern. Gar nicht zu vergleichen mit dem Fliegeralarm vor zwei Jahren, als wir nach der Entwarnung immer auf das Flachdach unseres Blocks gestiegen waren, um von dort aus

Kunst am Bau ganz anderswo

In jenem Jahr 1982 beginnt ein besonderes Kapitel meiner Arbeit. Auf Anfrage eines Westberliner Architekten, der von meinen Arbeiten für Kunst am Bau im Ostteil der Stadt Notiz genommen hat und selbst dringend fähige Leute in dieser Branche sucht, werde ich vom Staatlichen Kunsthandel der DDR mit einem Auftrag zur künstlerischen Ausstattung eines U-Bahnhofs im anderen Teil Berlins betraut. Es ist jener am Wittenbergplatz und sein Hauptaussgang zugleich das Tor zum Konsumpalast KaDeWe, Kaufhaus des Westens. Hier schweben dem Architekten große historische beziehungsweise historisierende gemalte Werbetafeln renommierter Berliner Firmen vor, die in der Zugangs- und Abfertigungshalle zu den Bahnsteigen angebracht werden sollen. Ich bekomme In-etwa-Skizzen der Motive ins Atelier am Monbijoupark geschickt – »Mach mal was Tolles draus« – und lege los. Die fertigen Tafeln werden von Transportern abgeholt und drüben in der Bahnhofshalle angebracht. Das hätte ich natürlich lieber selbst getan, wenigstens Regie dabei geführt. Aber dem ist nun eben mal nicht so.

Bis gegen Ende der Montage. Da kommt ein Anruf von dem Westberliner Architekten an die Künstleragentur. Es hätte sich ein kleines Problem kurz vor der Übergabe der neuen Gesamtausstattung an die BVG ergeben: Man habe bei der mir zugesandten Vorlage für eines der Motive ein Detail vergessen anzugeben – den Handlauf der Treppe, der eine untere Ecke des Motivs tangieren würde. Und genau an dieser Stelle befänden sich aber die dadurch verdeckten Adress- und Telefondaten der entsprechenden Firma. Da müsse nun der Künstler selbst vor Ort Hand anlegen, und zwar dringend.

Ich erhalte dafür ein Dreitage-Visum und hocke im Bahnhof Wittenbergplatz mit meinen Farben, Malstock und Pinseln auf der Treppe, »repariere« jene Tafel entsprechend, im Rücken dauerhaftes »Laufpublikum«. Blöderweise denke ich, die sehen alle, dass ich aus dem Osten bin. Am Ende kann ich mich dann doch noch am Gesamtanblick meiner Werke erfreuen. Ich bin's zufrieden, und es ist nicht zu ahnen, dass meine eigentlich als temporär gedachte Kunst hier auch noch bis weit über die Jahrtausendwende hinweg Bestand haben wird.

Diesem Auftrag folgt ein zweiter, viel größerer. Inzwischen bin ich beim staatlichen Kunsthandel als Devisenbringer geschätzt und bekomme erneut ein Visum für die mehrmalige Ausreise aus der DDR – diesmal für ein keramisches

Wandbild an einer Westberliner Schule. Die chemischen Fertigungsprozesse der Keramiken müssen allerdings in Westdeutschland realisiert werden. Und damit beginnt die verrückteste Geschichte, die ich in dieser Zeit erlebe. Ich werde bei der »Niederrheinischen Baukeramik« erwartet und belade mein Auto mit Probebränden, Farben, Musterziegelsteinen und den 1:1-Zeichnungen des zu fertigenden Wandbildes, welches aus neun Teilen besteht. Die Lehrer der Schule in Kreuzberg wählten als Motive die Märchen Rotkäppchen, Die Bremer Stadtmusikanten und Rumpelstilzchen. Die dafür von mir im Berliner Atelier im Monbijoupark angefertigten Zeichnungen werden in mehreren großen Rollen bis zu zwei Metern Länge ebenfalls im Auto verstaut.

Ich sitze also in meinem Auto, das bis zur Rückenlehne zugestapelt ist und rolle in der Grenzübergangsstelle Zarentin ein. Der Zöllner hier, Blick in den Pass, wirkt etwas ratlos. Dienstvisum, oho, also mein Auto raus aus der Schlange in die Sonderspur, ich Auge in Auge neben all den bedauernswerten Westtransitreisenden, die dort zur Sonderbehandlung abgefertigt werden. Der Zöllner geht um den Wagen herum, guckt wieder in den Pass, spricht in sein Funkgerät, indem er sein Kinn vorreckt und mit der Hand das am Schulterriemen befestigte Gerät dem Mund entgegenklappt. »Der GÜST-Kommandant kommt«, sagte er zu mir.

Eine kleine blonde, energisch aussehende Frau in Uniform mit dicken Waden stellt sich vor. Oberstleutnant Krüger, Grenzbrigade sowieso. Ich sehe, wie sie nach Worten sucht »Was machen Sie ... wo wollen Sie ... was haben Sie da alles im PKW?« Endlich eine konkrete Frage. Bereitwillig erkläre ich



Meine Reklamebilder für den U-Bahnhof Wittenbergplatz hängen zum Teil heute noch



U-Bahnhof Wittenbergplatz. Das Autohaus »Opel Hetzer« wie auch diese Werbung ist inzwischen Geschichte

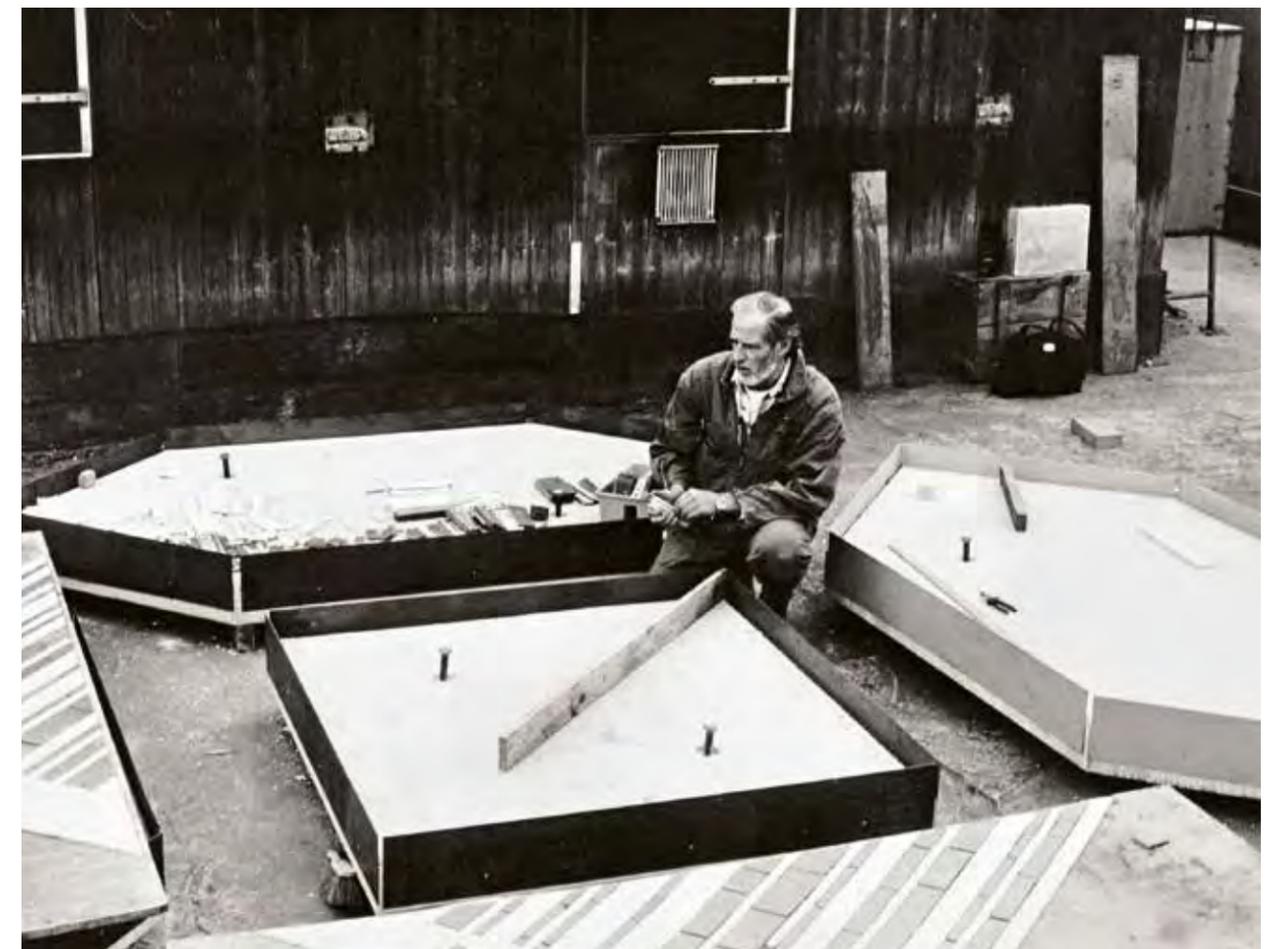
ihr meinen Auftrag des Staatlichen Kunsthandels, Rotkäppchen und der Wolf, Die Bremer Stadtmusikanten und Rumpelstilzchen. Sie guckt mich erstaunt von unten an, immer noch verunsichert. Ich sage, ich kann ihnen ja mal die Entwurfszeichnungen zeigen, sie sind allerdings vier Meter lang. Wenn ihre Kollegen mal mit anfassten, wäre das hilfreich.

Inzwischen hat mein Gespräch mit der GÜST-Kommandantin auch Aufmerksamkeit der neben mir auf der Westsonderspur auf ihre Abfertigung

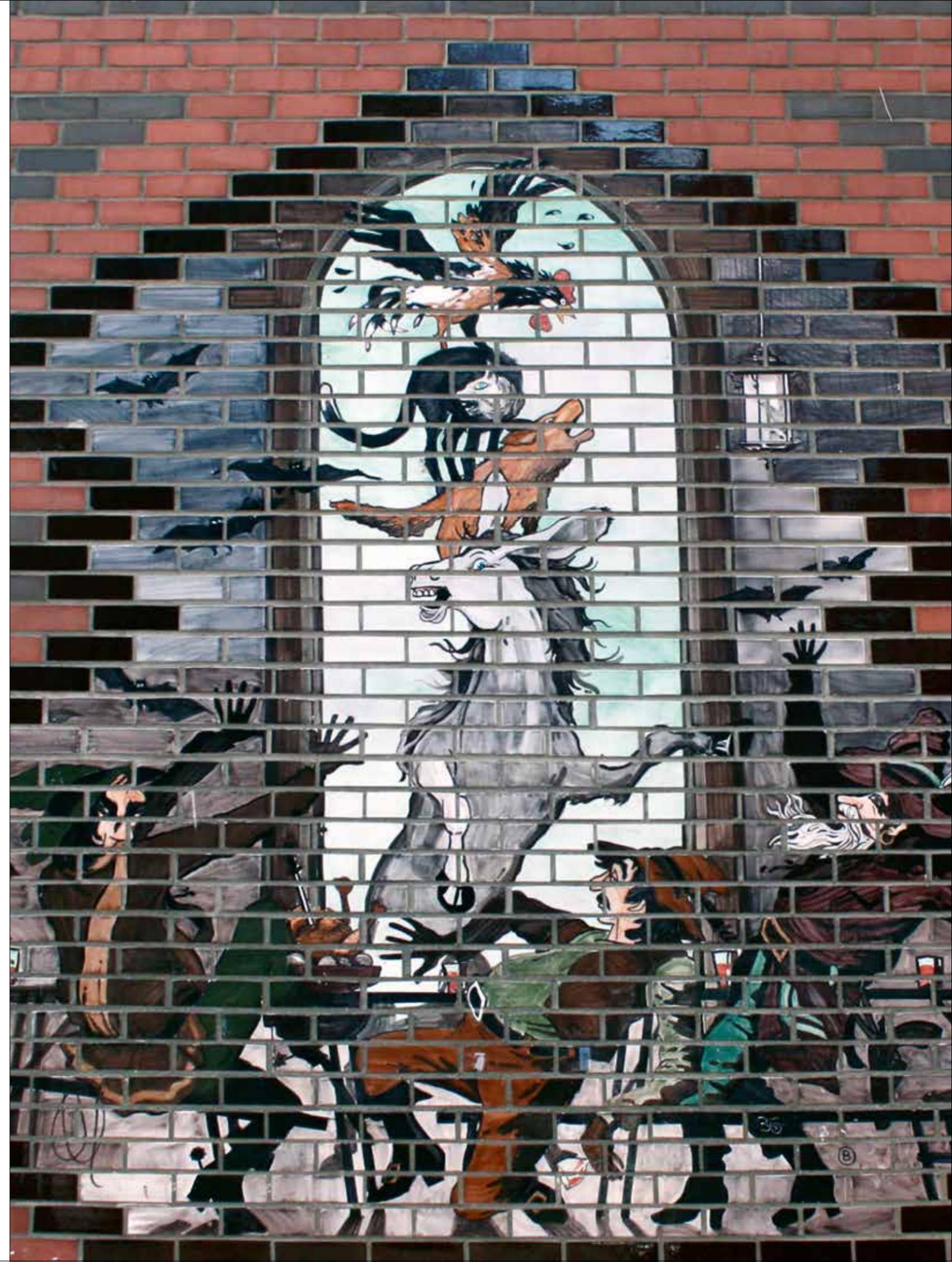
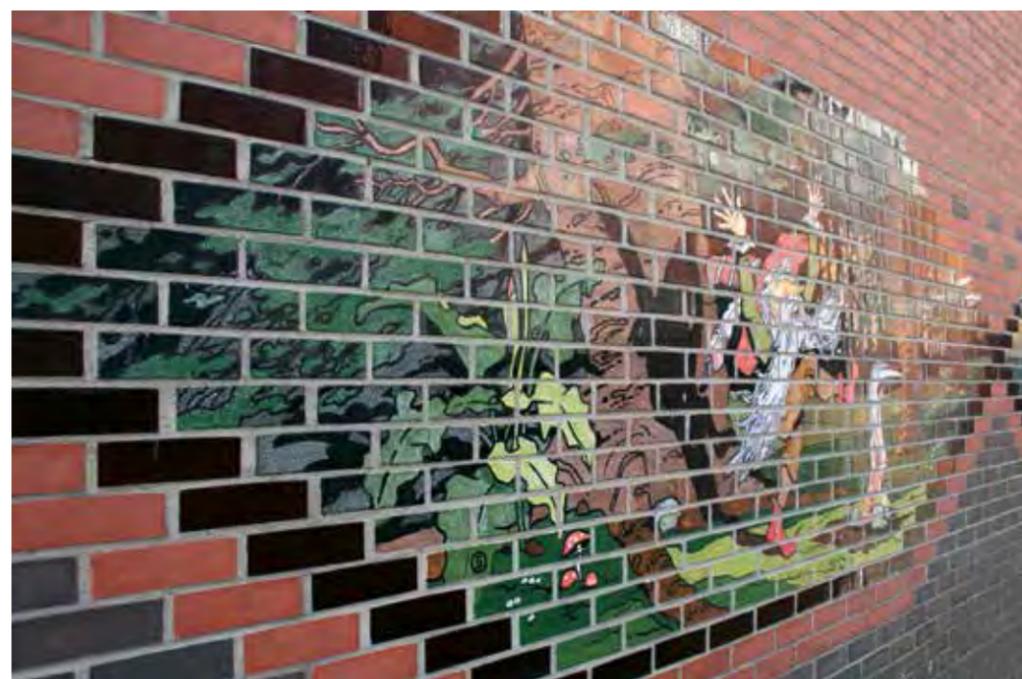
wartenden Westtransitreisenden erregt. Schließlich eilen zwei Grenzsoldaten herbei und entrollen die erste Zeichnung, Rotkäppchen und der Wolf. Was nicht so glatt geht, weil leichter Wind aufgekommen ist. Aber das beherzte Eingreifen anderer Reisender verhindert Unheil, und wir beide, die Kommandantin und ich, stehen in einigem Abstand vor dem Band der Zeichnung mit Rotkäppchen und dem Wolf, ich erkläre die Technik der Übertragung und halte zur Demonstration zwei der Muster-Ziegelsteine in den Händen. Noch mehr Westtransitreisende sind mittlerweile zwischen ihren Autos hervorgetreten und bilden eine Reihe Neugieriger, fast ein Spalier. Und ein Gedanke blitzte in mir auf: könnten Rotkäppchen und der Wolf vielleicht die Verständigung beider deutscher Staaten erleichtern?

Besondere Aufmerksamkeit beim Zoll erregt noch einmal mein kleiner gelber Kodak-Koffer auf dem Beifahrersitz, da sind meine Farbnäpfcchen, genau 28 Stück, drin. Ich stopfe alle Papierrollen, Ziegelsteine und Fliesen wieder ins Auto, meine Papiere sind auch abgefertigt und ich grüße mit freundlicher Handbewegung die Grenzer und winke noch, in der offenen Autotür stehend, den Westtransitreisenden zu und lasse die GÜST hinter mir.

Bei der Arbeit an den Mosaiken für die Schule in Kreuzberg



Märchenwand-
Details des
Mosaiks an der
Kreuzberger
Schule in der
Böckhstraße



führt, es sind viel mehr die Reaktionen der Umwelt, besonders die der jungen Frauen.

Eine Frau neben mir wäre schön, ich ließe die eine Hand über ihre weiche Brust wandern und sie legte meine Pfote nicht zurück, so als wäre die einfach nicht da. Gott, wie ich sie lieben möchte. Was für ein Tag, denke ich, könnte das sein.



Blick in mein
Homeoffice
in Berlin-
Charlottenburg

Nachwort

Wenn Hingabe auf künstlerische Intelligenz trifft

Von Günter Höhne, Herausgeber

Lutz Werner Brandt startete seine Künstlerkarriere später als erhofft, dann aber umso steiler. Er flog als Maler, Architekt, Raumgestalter und Dinge-Erfinder so viele verschiedene und auch spektakuläre Routen über Genre-Grenzen hinweg wie nur wenige sonst seiner Altersgenossen des bildenden und angewandten deutschen Kunstschaffens.

Lutz Brandt – kurz LB und so auch das Siegel auf seinen zu Hunderten der Öffentlichkeit überlassenen Werken – wurde im August 1938 in Berlin-Baumschulenweg geboren und starb mit 85 Jahren im Januar 2024 in Berlin-Charlottenburg. Sein Vater arbeitete bis zum Kriegsende 1945 als Ingenieur und Konstrukteur bei der für ihre wendigen kleinen Maschinen berühmten Firma Bucker Flugzeugbau in Rangsdorf, heute Landkreis Teltow-Fläming. Die Mutter kümmerte sich um den Haushalt und den Jungen. Bei ihr wuchs er weiter auf, nachdem Anfang der 1950er Jahre die Ehe zerbrochen war. Als der zwar musisch vielseitig begabte und anerkannte, aber mit Mathematik und naturwissenschaftlichen Fächern eher auf Kriegsfuß stehende Oberschüler dann das Abiturziel nicht erreichte, nahm er – erleichtert – eine Lehre als Maurer auf und erfüllte somit in gewisser Weise eine Voraussagung des Vaters: »Der Junge wird mal Baumeister!« Er hatte dem Kind zu einem Kriegswihnachtsfest eine große Kiste mit Bauklötzen aus feinstem Birnbaumholz gefertigt und war platt, »was der Kleine doch immer wieder für stabile, ihn überragende Türme zustande bringt«.

Während seiner Ausbildung mit Baumaterialien sachgerecht und präzise umzugehen, machte Lutz Spaß. Erfolgserlebnisse und Anerkennung stellten sich ein und stärkten das Selbstbewusstsein des mittlerweile hochgeschossenen, so gar nicht mehr »halbwüchsigen« jungen Mannes. Der sollte nun aber auch gleich mal richtig in der Berufspraxis zeigen, was er könne, meinte die Mutter, und sofortige Gelegenheit fand sich bei Verwandten in Dortmund. Die betrieben eine kleine Firma und errichteten just nebenan ihr neues Eigenheim. Hier bekäme Lutz neben Familien-Quartier sogar D-Mark in

die Hand, so die Verheißung. Und vielleicht wäre er dort in Nordrhein-Westfalen sogar heimisch geworden – zumal ihm eine Praktikantenstelle in einem Architekturbüro winkte –, wenn er nicht während eines Wochenendbesuches bei der Mutter in Berlin-Baumschulenweg Hals über Kopf sich verliebt und verlobt hätte. Seine Dagmar zu heiraten, stand aber im Sommer 1961 plötzlich die Mauer im Wege zwischen ihm im Westen und ihr im Osten – wir lesen es ja in seinen Erinnerungen, wie er da eher kopflos als mit dem Kopf durch die Wand ging. Die Liebesheirat danach hatte keinen langen Bestand, auch weil Lutz bald eben doch allzu oft seinen eigenen Kopf zu behaupten liebte und vor allem zu sehr das Lieben eben – mit dieser und jener, auf die sein begehrtlicher Blick fiel. Was aber ihm von der jungen Ehe blieb, sein Leben lang: der Sohn Andreas, mal mehr, mal weniger nah.

Und eine freundschaftliche Verbundenheit mit dessen Mutter. Sie mag mit einem wissenden und mitleidigen Lächeln verfolgt haben, dass auch der Nachfolgerin, die ihr Geschiedener 1969 entflammt heiratete, ein nur flüchtiges Eheglück vergönnt war, und obendrein eine andere ebenso begeisterte wie kurze Nebenher-Beziehung den Lutz zum Vater einer ihm lange Zeit fernbleibenden Tochter machte.

So unstet, so spontan und in seinen persönlichen häuslichen Gewohnheiten übrigens auch durchaus nachlässig Lutz Brandt zu leben pflegte – das ganze Gegenteil von all dem legte er an den Tag, wenn er sich seiner Kunst widmete, treffender gesagt: seinen vielen Künsten. So zeugte um die Jahrtausendwende in der Charlottenburger Wohnung am Wittenbergplatz ein großer Berliner Stadtplan mit Dutzenden roter Punktmarkierungen von Standorten Brandt'scher Kunst am Bau in der Stadt. Beginnend mit Gestaltungsarbeiten im öffentlichen Raum der in den siebziger Jahren entstehenden Wohnquartiere der neuen Berliner Stadtbezirke Biesdorf, Hellersdorf und Marzahn bis hin zu den Kunstaufträgen für Schulen, kommunale Einrichtungen und auch für große private Bauunternehmungen im Westen wie auch erneut im Osten nach der Wiedervereinigung.

Lutz Brandt blieb bis zu seinem Lebensende das, was man ein echtes Berliner Kind nennt. Er war kein Ostberliner und kein Westberliner. Er befand sich da nie im Zwiespalt, und Mauern waren ihm in seinen künstlerischen Schaffensjahrzehnten allemal herausfordernde Bauwerke. Eine erste befriedigende und befreiende Erfahrung hierbei machte er, als ihm nach zunächst vergeblichen Anläufen schließlich doch der Zugang zum Studium an der Hochschule für bildende und angewandte Kunst in Berlin-Weißensee möglich wurde. Das war im Jahr 1964. Um ans Ziel zu gelangen, hatte er sich zwei Jahre lang im Betonwerk Rummelsburg vom Hofarbeiter bis zum Lehrausbilder und persönlichen Fahrer des Werkleiters hochgearbeitet, was ihm schließlich mit der Delegation des Betriebes zum Kunststudium entgolten wurde. Sein Chef war wohl auch auf Brandts Zeichentalent aufmerksam

geworden, wenn der in seinen Fahrpausen mit knappen Strichen und Schraffuren verblüffend ausgereifte Baustellen-Motive zu Papier brachte. Solch eine junge Begabung aus der Arbeiterklasse durfte sich auch ohne Abitur an einer Kunsthochschule zu bewähren versuchen.

Zwanzig Jahre nach seiner Immatrikulation in Weißensee wechselte der vielfältig talentierte und längst auch erfolgreiche Bau- und Bühnenkünstler, Maler und Formgestalter vom Ostteil der Stadt nach Westberlin – auch für ihn so nicht vorgesehen, so banal vonstatten gehend. Er fasste diesen Moment später einmal in dem Satz zusammen: »Ich wollte, nachdem ich eine Weile lang auch als ›künstlerischer Gastarbeiter‹ im Westen unterwegs sein konnte, dann mit einem Mal raus aus der Klimaglocke DDR mit immer 22 Grad Celsius und 75 Prozent Luftfeuchtigkeit.« Man weiß – das sind Idealwerte zur Aufbewahrung von Zigarren im Humidor. Nicht aber für einen, der fürs Leben brennt und auch noch Lutz Brandt heißt.

An seine Studienjahre in Weißensee aber dachte Lutz Brandt bis zu seinem Lebensende gern und beglückt zurück. Er bekannte das einmal mit den Worten: »Diese vielseitige, gesamtheitliche und praxisbezogene Ausbildung, von der Architekturlehre und Gebrauchsformgestaltung über Bildhauerei, Textil- und Modedesign bis hin zur Malerei und Grafik, das war mein Ostberliner Kapital. Ausgerechnet das ließ mich später als Künstler im kapitalistischen Westberlin nicht bloß überleben, sondern kam mir oft auch zugute bei Ausschreibungen um öffentliche und Firmen-Aufträge, die ich alle gewinnen konnte.«

Es waren nicht nur Lutz Brandts Lehrer in Weißensee, die ihm als startendem künstlerischen Überflieger Auftrieb gaben (beim rationalen Rudi Högner eignete er sich den künstlerischen Zugriff für die Gestaltung von Industrieprodukten an, beim impulsiven Selman Selmanagić das Handwerkzeug für Architektur-Improvisationen und bei Walter Womacka die Lust am Fabulieren mit Formen und Farben auf der Fläche). Hinzu gesellte sich, seinen lebhaften Erinnerungen nach, eine für DDR-Verhältnisse ungewöhnlich freie, auch schon mal unbändig ausgelebte gesellschaftliche und akademische Atmosphäre auf dem Weißenseer Campus. Bereits dort gelangte Brandts Ruf zu dem eines genialisch verrückten Konstruktivisten, gleichwohl wenn erforderlich aber auch eines konzentrierten Dokumentaristen an Zeichenbrett und Kamera-Auslöser. Und den in ihm permanent steckenden poetischen Fantasten konnte er immer dann grandios herauskehren, wenn die Ausgestaltung von Feiern und Veranstaltungen an der Hochschule gefragt war. Beneideter wie unumstrittener Hahn im Korb bei den Begehrtesten unter den Kommilitoninnen und – ja auch – Dozentinnen war der ansehnliche Eins-neunzig-Kerl zudem. Weibliche Herzen jeden Alters flogen ihm ganz von allein zu. Fast solange er lebte.

Nach dem Studium holte ihn Walter Womacka, Rektor und Malerfürst an der Hochschule, zu sich. Mit einer Aspirantur in Weißensee über das Thema

»Stadtgestaltung« zunächst, alsbald aber als seinen Meisterschüler. Hatte doch Womacka die allseitigen Begabungen und Fertigkeiten dieses Lutz Brandt wohl bemerkt und ließ ihn nun als maßgeblichen künstlerischen Mitarbeiter in sein externes kreatives Inselreich am Monbijoupark gegenüber der Berliner Museumsinsel einziehen: in das von Womacka geleitete Weißenseer »Hochschul-Institut für baugebundene Kunst«. Bald wurde Brandt auch Mitglied im »Berliner Künstlerkollektiv zur Gestaltung des neuen Stadtbezirks Marzahn«. In einer handschriftlichen Notiz von ihm aus dieser Zeit ist zu lesen: »Wir versuchen unser Möglichstes, um die Tristesse der Architektur durch künstlerische Maßnahmen zu mildern. Es entstehen ein paar gute Ideen, die aber von den Kombinat und der politischen Führung verworfen werden. Aber einiges gelingt doch, wir schaffen es, jede 12. Platte aus dem Takt der Fertigungsstraße herauszunehmen und 15 Minuten gesondert zu bearbeiten. Das Ergebnis ist ernüchternd, die Arbeiter im Kombinat sehen uns nur als Störer ihrer Prämienwartungen und ziehen nicht mit.«

Zwanzig Jahre später, die Spaltung der Stadt war überwunden, kehrte Lutz Brandt noch einmal nach Marzahn-Hellersdorf zurück. Die im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg ansässige »Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung S.T.E.R.N.« band ihn in eines ihrer Projekte ein. Jenes war um die Jahrtausendwende bestrebt, die damaligen sozialen und kulturellen Fliehkräfte in beziehungsweise aus den Plattenbauquartieren im einstigen Ostberliner »9. Stadtbezirk« einzudämmen, ja wenn möglich umzukehren. »Von der Wuhle zur Hönower Weiherkette« war das gestalterische Unterfangen benannt und der Auftrag an ihn beinhaltete »Skizzen zum Projekt-Quartier Magdeburger Allee, City-Meile«. Seine Arbeiten hierzu seien »sehr hilfreich« gewesen, wurde ihm abschließend attestiert und »dass dadurch die Aufwertungsmöglichkeiten der City-Meile deutlich« würden. Umgesetzt wurden seine mannigfaltigen und ästhetisch wie realistisch schlüssigen Vorschläge jedoch auch diesmal nicht. Seit dem Frühjahr 2024 sind sie wenigstens im Archiv des dortigen Stadtteilmuseums als Schenkung dokumentiert.

Da hatte Lutz Brandt mit seinen ebenfalls als Zeichnungen blendend gefertigten Visionen von partizipatorischen Gestaltungsinitiativen in punkto Wohnkultur schon einmal größeren Erfolg. Nämlich als er rund 30 Jahre zuvor für die in der DDR führende Wochen-Illustrierte NBI über zwei Jahre sich erstreckende perspektivisch-anschauliche Bilderserien zeichnete, Anregungen zur Do-it-yourself-Initiative bei der Modernisierung von Alt- und Neubauwohnungen. Die jeweiligen Heftausgaben mit den Folgen von über zweihundert Grafiken wurden von den Leserinnen und Lesern heiß erwartet und Lutz Brandts Gestaltungsvorschläge vielfach praktisch aufgegriffen.

Aber mehr noch als der private Lebensraum der Menschen (so auch seine eher nachlässig behandelten eigenen vier Wände) interessierte den Gestalter und Maler seit eh und je die Kultur des gesellschaftlichen Umfelds und All-

Korrekt wie von ihm gewohnt meldete sich Lutz Brandt am 24. Oktober 1984 bei seinem Auftraggeber und damit aus der DDR ab

Staatlicher Kunsthandel
Genraldirektion

Unter den Linden 62-68
D D R 1080 Berlin

Berlin, den 24.10.1984

Betr.: Auftrag für die künstlerische Ausgestaltung
einer Schule in Berlin-West

Der o.g. Auftrag wurde von mir in Zusammenarbeit mit dem Architekturbüro Borchart ausgeführt und abgenommen. Damit habe ich meine vertraglichen Verpflichtungen gegenüber der Fa. Borchart beendet, und die letzte Rate des Honorars wurde Ihnen überwiesen. Eine weitere Zusammenarbeit ist nicht beabsichtigt.

Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich seit dem 22. Oktober 1984 in Berlin-West wohne und arbeite.



Verlag Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01927-9

1. Auflage 2024

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfältigen
oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung eines Fotos
von Bernd Havenstein

Druck und Bindung: Sowa Druk, Polen

www.eulenspiegel.com